

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Vom Schicksal
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587757>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Vom Schicksal des Campanile von Venedig. Blick über die Stadt mit Markusplatz.

fassbares Wesen ist z. B. Paul Roberts Christus im „Jüngsten Gericht“*). Menschenfern steht er in himmlischer Glorie mit straff herabhängenden Armen, als ob vor der Majestät des letzten Gerichts alle Liebe in dem Göttlichen erstarrt wäre. Burnands Christus dagegen, wie ihn der Künstler in seinem neuesten religiösen Historienbild, dessen Wiedergabe wir heute bringen, schuf, ist der leidende, von Entbehrungen abgezehrte Mensch, aus dessen tiefstraurigem Blick die ganze Liebe spricht und alles Mitleid mit der Menschheit, um derer willen er den Todessang geht. „Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder!“ Mit diesem erschütternden Worte des selbstlosen Schmerzes auf den Lippen wendet sich der Heiland zu den klagenden Frauen zurück, und eigentlich kontrastiert die stille Trauer des Nazareners zu dem leidenschaftlichen Schmerz der Frauen einerseits und der kalten Teilnahmlosigkeit der römischen Kriegsknechte andererseits. Es ist keinerlei Röhre in dem ernsten Bilde; aber die Art, wie die empfindungslosen, militärisch gedrillten Scherzen die schmerzlich bewegte Gruppe leidender und verzweifelnder Menschen einschließen — eine starke Mauer, an der die stürmisch bewegte Flut sich bricht — hat etwas Herzergreifendes, Furchtbare.

Über Eugen Burnand, dessen großes künstlerisches Können in Komposition und Ausführung dieses Bildes wieder meisterlich zutage treten, brauchen wir wohl hier nicht weiter zu reden, da er ja den Lesern der „Schweiz“ längst kein Unbekannter mehr ist; hingegen dürfte ein Wort über den Maler der Kreuzigung auf unserer zweiten Kunstbeilage an dieser Stelle nicht überflüssig sein.

Govert Flinck war einer der bedeutendsten Schüler Rembrandts, und dies ist in kurzen Worten sein Lebensgang. Er wurde am 25. Januar 1615 in Kleve geboren und starb am 2. Februar 1660 zu Amsterdam. Zuerst war er der Schüler des Lambert Jacobsz in Bieuwarden und trat dann 1634 zu Amsterdam in Rembrandts Werkstatt ein. Er machte sich des Meisters Stil und Technik so ganz zu eigen, daß er es in Rembrandtscher Kunst selbst zur Meisterschaft brachte, doch emanzipierte er sich mit der Zeit immer mehr von dem Einfluß seines mächtigen Lehrers. Ob dies seiner Kunst zum

Vorteil war — wer wollte es entscheiden; aber sicher ist es für das künstlerische Gewissen Flincks kein schlechtes Zeichen, daß er die hinreisende, faszinierende Art Rembrandts einer strengeren, spröderen, akademisch kühlen aufopferte. Unsere Kreuzigung — das Bild wurde von der Gottfried Keller-Stiftung aus der Sammlung Demidoff di San Donato in Florenz erworben — stammt entschieden aus der ersten Periode von Flincks künstlerischem Schaffen. Das ist noch nicht die dekorative, ausgereifte, in der Lichtgebung ausgeglichenen, in den Farbentonen fühlbare Kunstweise der späteren Zeit. Wie hier die Kontraste in Beleuchtung, Zeichnung und Gruppierung gegeben sind, das ist völlig rembrandtisch gedacht. Dieses leuchtende Helldunkel, das das Wichtige in helles Licht stellt und das Untergordnete in ein durchsichtiges Dunkel hüllt, ist dem großen Meister abgelauscht; die skizzenhafte Zeichnung gewisser Nebensächlichkeiten bei größter Genauigkeit in der Ausführung des Bedeutenden erinnert an Rembrandts Art, und wenn Flinck um des Kontrastes willen die drei rohen Knechte, die um den Rock des Herrn würgeln, in den Vordergrund rückt, so hat er auch diesen Zug von seinem Lehrer übernommen. So sehen wir etwa bei Rembrandts Kreuzabnahme im Vordergrund einen teilnahmslosen Knecht, der, die Nase in der Luft, die Hände auf dem Rücken, dem erschütternden Vorgang stumpfsinnig bewohnt. Rembrandtisch endlich ist die breite Behandlung und die einheitliche Farbenstimmung dieses Bildes, das, wenn auch nicht aus den Händen des großen Meisters selbst hervorgegangen, doch unverkennbar den Stempel einer hohen Kunst an sich trägt, und zwar hat der Künstler vor allem durch das Wunder der Beleuchtung das Erschütternde der großen Stunde in Erscheinung treten lassen. Diese malerische Schildderung aber des alten holländischen Künstlers trifft in überraschender Weise mit der poetischen unseres jungen Schweizerdichters zusammen, dem wir in dieser Osternummer das Wort lassen:

„Ein letztes Sonnenleuchten irrte kaum,
Wo sich die Leiber um die Kreuze rannten.
Der Berge fahl verklärte Kette schwand,
Und Blitze zischten durch den grauen Raum,
Die Erde stöhnte, und die Felsen wankten,
Und eine Finsternis fiel auf das Land —“

M. W.

*) Vgl. „Die Schweiz“ II, 1898, S. 201.

Vom Schicksal des Campanile von Venedig.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Der unter dem Eindruck der Katastrophe beschlossene Wiederaufbau des berühmten Wahrzeichens der Lagunenstadt hat bis heute ein klägliches Resultat aufzuweisen. Zwar wurden die ersten Rekonstruktionsarbeiten sofort in Angriff genommen; aber bald erhob sich ein die Arbeiten lähmender Streit über die beste und sicherste Art der Fundamentierung, und die „fachmännischen“ Ratschläge waren bald zahlreicher als die in den Boden eingerammten Pfähle. Bis heute ist der Turm, der

schon seit zwei Jahren wieder fertig sein sollte, glücklich soweit gediehen, daß man bei genauem Hinsehen die kaum meterhoch über das Bodenniveau sich erhebenden Grundmauern erkennen kann. Dafür ist aber der Betrag, der seinerzeit für die Wiederherstellung des ganzen Bauwerkes in Aussicht genommen war, schon so ziemlich ausgegeben worden. Nun ist neuerdings die Frage nach der Zweckmäßigkeit des Neubaues aufgeworfen worden, da der neue Campanile die historische Bedeutung des

alten doch nicht gewinnen könne und außerdem wegen seiner Stilverschiedenheit gar nicht in das Stadtbild passe. Unterstüzt werden diese Gegner durch die neuerlichen pessimistischen Berichte einzelner Fachleute, die den Untergrund für nicht fest genug halten, um neuerdings eine solch gewaltige Last tragen zu können. Die Arbeit schreitet schon seit Monaten kaum noch merklich vorwärts, und wenn die Meinungsverschiedenheiten nicht bald zu endgültiger Einigung führen, so besteht die be-

gründete Hoffnung, daß das der Architektonik des Platzes so stilvoll sich anpassende Baugerüst und der fast ein Viertel des Markusplatzes absperrende Bretterzaun noch der Nachwelt erhalten bleiben, bis sie einst, das Schicksal des alten Campanile teilend, vor Altersschwäche von selbst zusammenstürzen. Dieser schon seit Jahren andauernde Zustand des schönsten Platzes der Welt wirkt für den vielgerühmten Künstlern der Italiener nicht gerade überzeugend!

A. K.

Die silberne Schale

Humoreske von Harald Schiödte.

Autorisierte Uebersetzung von † Wilhelm Thal.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Errörend vor Bewegung antwortete Anna:

„Ich verstehe mich nicht darauf, ihren Wert zu beurteilen; das müssen Sie besser kennen als ich, Herr Holm. Aber meine Schwester hat Ihnen ja eben erzählt, aus welchem Grunde ich mich nicht davon trennen will und kann. Wenn Sie mit mir verwandt wären, Herr Holm, würde ich Ihnen die Schale gern verehren, da Sie großen Wert darauf legen; da Sie es aber nicht sind und wahrscheinlich nie werden, so dürfen Sie sich auch nicht, nach dem, was Sie gehört haben, ärgern, daß ich jedes weitere Anerbieten ablehne.“

Damit war die Sache vorläufig erledigt; denn trotz aller Anstrengungen, die von allen Seiten gemacht wurden, sie zum Verkauf der Schale zu veranlassen, blieb Anna standhaft bei ihrem Entschluß, sich nie auf andere Weise davon trennen zu wollen, als ihr Großvater es gewollt und gewünscht hatte. Und warum sollte sie es auch tun, da sie doch soviel besaß, daß sie gut davon leben konnte, ohne das Andenken des Toten damit zu kränken, daß sie seine Gabe zu Geld mache? Nein, den Gedanken mußte Herr Holm sich aus dem Kopfe schlagen!

So wurde von der Sache an dem Tage auch nicht mehr gesprochen. Aber am nächsten kam Holm wieder zu Anna, um sie zu überreden, ihm die Schale zu überlassen. Das half aber nichts, und zuletzt sah er das Hoffnungslose seines Unternehmens ein und gab seinen Plan auf — wahlgemerkt nur anscheinend; denn in Wirklichkeit dachte er beständig an die Möglichkeit, in Besitz des Schatzes zu gelangen; er wußte nur selber nicht, auf welche Weise und mit welchen Mitteln. Er kam schon seit Jahren zu Besuch bei Emma Severtinsens Schwester, die zu besuchen er stets einen Vorwand hatte, da Anna, die sich mit feiner Herrenwäsche beschäftigte, von ihm haufenweise Bestellungen in aller möglichen Leinwand erhielt — oder er lieh ihr auch Bücher, die er regelmäßig umtauschte. Aber wenn er bei ihr war, sah er sich stets an ihrem Nähtisch, auf dem die Schale jetzt als Nähkorb stand, und Anna, die seine heimlichen Gedanken leicht erriet, gestattete ihm gern, die Schale auszuleeren und still und bewundernd das schöne Kunstwerk zu betrachten, das die Jagdgöttin Diana und ihre mit Bogen bewaffneten Nymphen darstellte, die drei gefangene junge



Vom Schicksal des Campanile von Venedig. Der Markusplatz mit dem Baugerüst.